Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 20 (1938)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, den 4. Februar 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 5

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:
Das Kind der Thronfolgerin
Brief aus Brasilien I
Für den Hausdienst

Wochenchronik

Inland.

Aus den langen Verhandlungen der **nationalrätlichen Kommission** für die **neuen Wirtschaftsartikel**, die besonders um die Handels- und Gewerbefreiheit und die Allgemeinverbindlicherklärung von Verbandsbeschlüssen sehr eingehend waren, sei die die Konsumentenschaft vor allem interessierende Frage herausgegriffen, ob auch Preisvorschriften und Preisabmachungen allgemein verbindlich erklärt werden können. Bundesrat Obrecht trat nachdrücklich dafür ein, daß die freie Preisbildung als Marktregulator erhalten bleiben müsse schon im Interesse der internationalen Konkurrenzfähigkeit unseres Landes. Die Kommission stimmte dieser Auffassung mehrheitlich zu.

In der großen, über 40köpfigen, letzten Montag in Bern zusammengetretenen **Expertenkommission** für die **Bundesfinanzreform** traten ziemlich heftige politische Gegensätzlichkeiten zu Tage. Die Vorlage wird von der einen Seite als zu umfassend, von der andern als zu wenig weitreichend bezeichnet, Handel und Industrie erklären eine verschärfte Fiskalität als unerträglich, wieder andere bezweifeln, ob der Bund den an ihn gestellten Anforderungen mit den vorgesehenen Einnahmen gerecht werden kann. Von Banfseite wurde die Aufmerksamkeit auf die „Besteuerung an der Quelle", beispielsweise der Obligation oder der Aktie statt deren Besitzer, gelenkt, durch welch gerechteres, umfassenderes und daher einträglicheres Steuerverfahren der Steuerfuß gesenkt werden könnte. Es ist wahrscheinlich, daß eine Unterkommission mit näheren Studien darüber beauftragt wird.

Die **ständerätliche Kommission** für die **Kriegsvorsorge** hat ihre Arbeiten abgeschlossen und der Vorlage noch zwei neue wichtige Artikel beigefügt betreffend Unterstützung von Studien und Versuchen zur Ausbeutung inländischer Urprodukte und Förderung der Erzeugung einheimischer lebenswichtiger Güter wie auch der Sicherung der Transporte im Falle wirtschaftlicher Abschnürung oder Krieg.

Ueber die **Gestaltung des Milchpreises** schweben gegenwärtig Verhandlungen zwischen dem Volkswirtschaftsdepartement und den Milchproduzenten. Letztere möchten den Milchpreis um einen weitern Rappen erhöhen, während das Departement eine Erhöhung des Preises für den Konsumenten auf keinen Fall zulassen will.

Das **Waadtland** hat letzten Sonntag mit gewaltigem Mehr, 34,000 Ja gegen 12,000 Nein, sein Antikommunistengesetz angenommen.

Ueber die Schritte zur **Rückgewinnung** unserer **vollen Neutralität** anläßlich der Genfer Tagungen berichten wir um ihres Zusammenhanges willen im Auslandsteil.

Ausland.

Letzte Woche am 26. Januar ist in Genf der **Völkerbundsrat** zu seiner 100. Tagung zusammengetreten, mitten in einer Zeit der schwersten Krise. Aber gerade dies hat dem Völkerbund ein neues warmes Treuebekenntnis sämtlicher im Rat vertretenen Staaten, der großen wie der kleinen, eingetragen. Neben kleinern Geschäften lagen dem Rat der schon in unserm letzten Bericht erwähnte erneute Appell Chinas, die Sandschakfrage und die rumänischen antijüdischen Maßnahmen vor. Gegenüber China konnte der Rat leider nur erneut sein tiefes Bedauern aussprechen, daß der Krieg immer noch andauere, und den frühern Appell an seine Mitglieder wiederholen, sie möchten individuell nach Maßgabe ihrer Kräfte China zu Hilfe kommen. Die zu einem ernsten Konflikt zwischen der Türkei und dem Völkerbund zu werden drohende Sandschakfrage fand eine gütliche Beilegung. Die rumänische Judenfrage wurde vorderhand noch zurückgelegt, einerseits um der rumänischen Regierung damit Gelegenheit zu geben, sich zu den beim Völkerbund threwegen eingegangenen Petitionen zu äußern, andererseits weil sie eine Milderung ihrer diesbezüglichen Maßnahmen in Aussicht stellte.

Das hauptsächlichste Interesse wandte sich der **Tagung des 28er Komitees** für die **Paktreform** zu. Hier stand vor allem der Artikel 16 mit der obligatorischen Sanktionenverpflichtung zur Diskussion. Die daran besonders interessierten neutralen Staaten Schweden, Norwegen, Finnland, Dänemark, Holland, Belgien und unsere Schweiz haben angesichts der erwiesenen Unfähigkeit des Völkerbundes, die Bedrängten zu schützen, das sicher nicht unverständliche Bestreben, sich nicht via Völkerbund in einen Krieg der Großen verwickeln zu lassen. Der Vertreter Schwedens, Prof. Undén, vertrat daher in ihrem Namen die Forderung, daß dem Sanktionenartikel künftig auch rechtlich, nicht wie bisher nur faktisch kein obligatorischer Charakter mehr zukomme, d. h. daß es fortan in den Entscheid jedes einzelnen Staates gestellt werde, sich an künftigen Sanktionen zu beteiligen oder nicht. Unsere Schweiz unterstützte diesen Standpunkt, obwohl sie nicht nur nach dem Fakultativum des Artikels 16, sondern nach der vollen Neutralität trachtet. Bundesrat Motta hatte noch letzten Samstag in Genf mit Delbos und Eden eine diesbezügliche Aussprache, in der die beiden Staatsmänner die Geneigtheit bekundeten, auf dem Wege einer Neuinterpretation der einstigen Londoner Erklärung dem schweizerischen Begehren entgegenzukommen. Daß unser Vertreter im 28iger Komitee dann doch noch die Gelegenheit ergriff, die besondere Lage der Schweiz darzulegen und zwar wie Nationalrat Oeri in den „Basler Nachrichten" vom 2. Februar schreibt, in einer unnötig pointierten Weise, hat auf der Gegenseite befremdet. Man empfand dort diesen Vorstoß der Schweiz gerade in diesem Moment als nicht eben völkerbundsgetreu. Mag sein, daß es unserm politischen Departement daran gelegen war, die erste Gelegenheit zu benützen, um unsern Standpunkt öffentlich darzulegen und damit allen Eventualitäten zuvorzukommen. Um auf die Sanktionendebatte nochmals zurückzukommen: der weit größere Teil des Komitees, insbesondere Frankreich sprach sich für Beibehaltung des Obligatoriums als eines Grundpfeilers des Paktes aus.

In **Amerika** hat Roosevelt dem Kongreß eine Botschaft zugeleitet über ein Aufrüstungsprogramm im gewaltigen Umfang von ca. 50 Millionen Dollar.

Der Luftkrieg in **Spanien** nimmt immer schauderhaftere Formen an. Barcelona wurde letzten Sonntag neuerdings in einem bisher nicht erreichten Ausmaß heimgesucht. Die Regierungsseite erklärt, auf die Bombardierung offener Städte verzichten zu wollen, wenn die Gegenseite dies auch tue. Chautemps, der französische Ministerpräsident, hat nun die Initiative ergriffen, um zusammen mit andern Staaten bei den beiden spanischen Regierungen zu erreichen, daß diese grausamen Bombardierungen aufhören. — Die Versenkung eines britischen Frachtdampfers zwischen Gibraltar und Valencia vermutlich durch ein Francounterseeboot veranlaßte die britische Regierung zur Verstärkung ihrer Mittelmeerflotte und zur Verschärfung des Kontrolldienstes. Der Zwischenfall trägt nicht zur Erleichterung der Lage bei.

Neu Zeelands längst erwarteter **Bericht** über die wirtschaftliche Weltsituation und die Vorschläge zur Ueberwindung der wirtschaftlichen und damit zu einem großen Teil auch der politischen Krise ist nun der Oeffentlichkeit bekannt gegeben worden. Er hat allgemein eine gute Aufnahme gefunden.

Ueber Demokratie

Das tiefste Argument für die Demokratie ist der Glaube an den Menschen, an seinen Wert, an seine Geistigkeit, und seine unsterbliche Seele; das ist die wahre, metaphysische Gleichheit. Ethisch ist die Demokratie als politische Verwirklichung der Nächstenliebe gerechtfertigt. Das Ewige kann dem Ewigen nicht gleichgültig sein, das Ewige kann das Ewige nicht mißbrauchen, kann es nicht ausbeuten und vergewaltigen.

... Ich fasse Staat, Staatsleben und Politik wie das gesamte Leben tatsächlich sub specie aeternitatis auf. Die wahre, auf Liebe und Achtung zum Nächsten und zu allen Nächsten beruhende Demokratie ist die Verwirklichung der Gottesordnung auf Erden.

Die Demokratie ist nicht nur eine Staatsform, nicht nur das, was in den Verfassungen geschrieben steht; die Demokratie ist Lebensanschauung, sie beruht auf dem Vertrauen in die Menschen, in Menschlichkeit und Menschentum und es gibt kein Vertrauen ohne Liebe, keine Liebe ohne Vertrauen.

Masaryk
(in „Masaryk erzählt sein Leben", von Karel Capek.)

Der Wert der Frauenbildung

Muß darüber denn überhaupt noch diskutiert werden? Ja und nein. Gewiß nicht dann und dort, wenn Menschen, Männer und Frauen, überzeugt vom Werte geistiger Entfaltung und ebenso überzeugt vom gleichermaßen gültigen Einsatz der Kräfte beider Geschlechter, gemeinsam daran arbeiten, daß diese Entfaltung der heutigen und der kommenden Generation möglich sei.

Aber die Errungenschaft, daß den Frauen grundsätzlich der Weg zur geistigen Entfaltung offen und die Möglichkeit zur Auswirkung der erkannten und geübten Kräfte gegeben sei, ist noch jung. Was bedeuten fünfzig Jahre, was hundert, gemessen an den früheren, über die Jahrhunderte preisenden Zeiten, da die Anschauung von der Inferiorität der Frau sozusagen ein Teil des Bildungsgutes des Mannes war. Junge Kulturgüter bedürfen der Wartung und Pflege. Würden wir vorzeitig diese Errungenschaft als gesicherten Bestand betrachten — als wäre er festverankert in jahrhundertealter Tradition — so könnte uns eines Tages geschehen, daß wir abbröckeln sehen, was sich in der Zeit der ersten Generation der Frauenbewegung aufzubauen begann. Und wir können uns aufs neue veranlaßt sehen, wieder bitter hart kämpfen zu müssen um den Zugang zu geistigen Gütern, wie es die Pionierinnen noch vor vierzig und fünfzig Jahren mußten.

In anderer Stelle dieses Blattes ist zu lesen, daß die Zürcher Töchterschule zu kämpfen hat, damit nicht den Mädchen die Gelegenheit zur Mittelschulbildung stärker beschnitten werde (denn eine Einschränkung der Abteilungen, oder eine noch weiter eingeengte Möglichkeit des Zuzuges der Mädchen aus den Landgemeinden würde dies Resultat bedingen). Man glaubt, es sei die Ansicht, daß begabte Mädchen ein Recht auf Mittelschul- und eventuell Hochschulbildung haben, grundsätzlich unbestritten. Gewiß in Kreisen, in denen Weite des Geistes und Bildung des Herzens gleichermaßen zu finden sind. Aber zwei Beispiele, beide vom Jahre 1937 und lautere Wirklichkeit mögen uns als Warnung dienen, daß gar kein Grund vorliegt, auf den Lorbeeren zu ruhen, die wir nicht selbst errungen haben.

Als am 27. Dezember der Zürcher Kantonsrat auf die Subvention für die Töchterschule zu reden kam, da meldete sich z. B. der auch aus andern Diskussionen über Frauenfragen uns rühmlichst bekannte Dr. Hoppeler zum Wort und meint, es wäre vielleicht besser, wenn man 100,000 Franken für eine Dienstbotenschule aussetzen würde! Und ein Herr Kantonsrat Bänteli fand es besser, Schulen für Hausdienst und Kinderpflege statt Höhere Töchterschulen zu subventionieren: „Dann wird es nicht mehr so oft vorkommen, daß unsere Schweizer Ausländerinnen heiraten. Heute gehen unsere Töchter mit der Aktenmappe an den Kinderwagen der Neuschweizerinnen vorbei!" (Heiterkeit), setzt hier der Berichterstatter hin als Schilderung der Stimmung im Ratssaal. Gewiß, die Herren amüsierte das träfe Reden. Aber wir wissen wohl, daß diese Ansicht, in der sich Dichter und Bauer, der Erziehungsbüchlein schreibende Arzt und der Vertreter der Bauernpartei aus Buch am Irchel innigliich zusammenfanden, gar leicht in die weiten Kreise der Stimmbürger zu tragen ist, wenn Stichworte wie Dienstbotenmangel und Blaustrumpf etc. fallen.

Und daß auch in der jungen Generation in ähnlich geist- und liebloser Weise über Frauenbildung geurteilt wird, mag noch ein Beispiel belegen: Hat da in einer Vorlesung an der theologischen Fakultät einer unserer Universitäten ein bekannter und sehr geschätzter Professor darauf hingewiesen, daß in Holland im 17. Jahrhundert eine Frau, Anna Schurmann, weithin berühmt war als theologisch gebildete Frau und sozusagen erste Professorin der Theologie. Resultat: allgemeines Scharren der Herren Studenten — was den Dozenten immerhin zur Bemerkung veranlaßte, daß alles Scharren (also aller Ausdruck des Mißbilligens) diese Tatsache nicht aus der Welt schaffe. — Seien wir also auf der Hut. Wir haben ein Erbe zu erwerben, um es zu besitzen. Und wir werden in Zürich und anderswo rings im Lande wach sein müssen. Dankbar wollen wir uns verbünden mit all den Männern, die den Grundsatz, daß der Wert der Frauenbildung hoch gehalten und in der Wirklichkeit gestaltet werden müsse, vertreten, kommen sie politisch von rechts oder von links.

Wir geben hier dem Eröffnungs- und dem Schlußwort Raum, aus einem Referat, das Prof. Fr. Frauchiger, der verdiente Förderer der Töchterschule Zürich, an der im heutigen Blatte erwähnten Parteiversammlung betr. Töchterbildung im Kanton Zürich hielt.

Aus einem Referat von Prof. Fr. Frauchiger, Zürich.

„Man darf wohl von Anfang an die Feststellung machen, daß in der Schweiz und im besonderen im schulfreundlichen Kanton Zürich der Anspruch, daß die Töchter in gleicher Weise wie die Jünglinge eine höhere Bildung sollen erwerben können, heute grundsätzlich nicht bestritten wird. Wohl, werden ab und zu Stimmen laut, die Frau gehöre ins Haus, sie hätte darum keine höhere Bildung nötig und gar das Hochschulstudium, das sollte den Männern vorbehalten bleiben. Das sind aber tatsächlich vereinzelte Misstöne in dem hohen Lied der gleichgestellten Menschenrechte und Würde beider Geschlechter. (Wir haben diese Misstöne weiter oben schon erklingen lassen und wären froh, die optimistischen Hoffnungen, die wir an diese Feststellung knüpfen, würden sich nicht trügerisch erweisen.)

Die Frau in der schweizerischen Minnedichtung

Dr. Regine Käser-Häusler.

„Ich sach liepliche lachen
ein rötez mündelîn:
das was so wol gevar,
dâ von mîn herz wart wunt."

So singt ein Schweizer Minnedichter, Herr Pfeffel mit Namen, und ähnlich tönte es im zwölften, dreizehnten und anfangs des vierzehnten Jahrhunderts durch alle deutschen Lande. Der geliebten Frau galt die überwiegende Zahl der blumenhaft zarten Gedichte und mögen in manchem Frauenherzen die Sehnsucht nach einer alten, guten, weniger nüchternen Zeit wachrufen. Der Minnesang war wirklich ein Ausdruck der Zeit und des in ihr kulturell herrschenden Standes, des Rittertums. Wahrscheinlich arabischen Ursprunges, hatte er in Spanien und Südfrankreich Fuß gefaßt und sich von hier ausgebreitet. Auch die Schweiz war die Heimat vieler Minnedichter, ohne daß sich ein besonderer landschaftlicher Charakter der Dichtung mehr als nur in Spuren nachweisen ließe; denn der Minnesang ist eine internationale Erscheinung und international ist die strahlende Gestalt der besungenen Frau. Aber hat es nicht auch sein Interesse, zu beobachten, wie die Schweizer Dichter sich mit dem Gedankengut und den dichterischen Gefühlswerten der Zeit auseinandersetzten? Zudem war damals das Gedichtete Gemeingut; den Begriff des geistigen Eigentums gab es nicht, ja, es bedeutete ein Verdienst, Bewährtes nachzuahmen. Die Schweizer Dichter sind überwiegend solche Nachahmer gewesen; aber die Gesamtheit ihrer Dichtung verschafft uns einen Ueberblick über beinahe alle Stufen der Minnedichtung.

Diese Dichtung freilich zeichnete nicht die Wirklichkeit. Sie war meist nicht mehr, als ein geistvolles Spiel, das zur Freude fürstlicher und ritterlicher Hörer am Hofe oder in der Halle einer Ritterburg erklang. Hat wohl je so eine zuhörende Rittersfrau den Gegensatz von Wirklichkeit und Dichtung empfunden und Humor genug besessen, darüber zu lächeln? Ueber die unerreichbar Hohe, Reine, die da durch die wohlklingenden Strophen wandelte, während sie selbst in drückender Abhängigkeit dem Willen und der Laune des Gemahls sich unterwarf? Ueber den galanten, ewig treuen und tugendvollen Dichter und Geliebten, der im Leben so wacker zechte und dessen Schwert locker in der Scheide saß?

Aber, abgesehen von diesen Widersprüchen, bedeutete es nicht eine hohe Ehre für die Frau, in dieser leuchtenden Vollkommenheit in die Dichtung einzugehen? Das ideale Fühlen und Denken zu verkörpern, so wie die Maria oder die Heilige, die der malende Mönch liebevoll vom Goldgrunde abhob?

Die Frau stand hoch über dem sie besingenden Dichter; er stellte sie als seine Herrin, sich als ihren Dienstmann dar. Diese hohe Stellung der Frau bedeutete nichts bloß Aeußerliches; mehr als heutzutage entsprach dem Aeußern unbedingt das Innere Die Frau war schön, mit allen Tugenden begabt. Sie lebte ohne Makel, in unbefleckter Ehre und herzlicher Güte; sie wahrte stets das Maß und hielt sich in strengster Zucht. So hat sie der Minnesang tausendfach wiedergegeben. In der ihm eigenen Neigung zur Allegorie führt „der von Gliers", ein Dichter, dessen Stammburg bei Pruntrut lag, die Tugenden seiner Geliebten an:

„Diu tugent in ir gewurzet hât,
dar ûz ein stam der güete gât;
den esten ist ir ére glich,
diu bluost ir zuht* bî wunneclîch;

Die höchste Sehnsucht des Dichters ging nach der „Minne" der Frau. Es war ein Gefühl der Liebe und Glückseligkeit, das einem religiösen Gefühl in seiner Andacht oft gleichwertig ist, ja, das religiöse Fühlen der Zeit mit verkörpert. Auch unser Dichter ordnet die Minne in seine Allegorie ein: „ir minne muoz der apfel sîn." Bei dem Gedanken aber, Herr des Baumes zu werden, erschrickt der Dichter, er verwirft ihn. Mehr noch die Ehre der Frau geht ihm so nahe, daß er lieber für sich den Tod wünschte, als daß die Frau seinetwegen erröten müßte.

Die Minne konnte nur darum so überirdisch hoch stehen, weil sie den Wünschen, nicht der Erfüllung zugänglich war. Die Frau wird nicht einem Untergeordneten ihre Gunst schenken. Zudem ist sie von einer strengen Hut umgeben, die peinlich ihre Schritte überwacht. Das wirkliche Leben scheint diesen Zug hergegeben zu haben; aber dieser Gegensatz einer so erhabenen Herrin und unbequemster Abhängigkeit von außen fällt nur uns Modernen auf. So wickelt sich denn der dichterische Minneroman immer in der selben Weise ab: von Kindesbeinen an hat der Dichter die Frau verehrt und treu diese Gefühl durchs Leben bewahrt. Ein Grüßen, ein freundliches Neigen des Hauptes oder einfach die Tatsache, daß der Liebende nicht ohne weiteres abgewiesen wird, genügt dem Dichter. Aber so gnädig braucht die Frau nicht zu sein. Herr Heinrich von Strekelingen (Sträßligen bei Thun) klagt beweglich über seine Frau, die tut, als ob er ein Heide wäre. Dem ostschweizerischen Dichter Heinrich Teschler hat die Frau den Gruß versagt, aber seine Liebe zu ihr ist unerschüttert; denn die Treue gehört zu den Tugenden des Liebenden. Aber er wird vielleicht aus Gram die Fahrt nach dem heiligen Lande antreten. Diese mag vielen Liebenden eine schmerzvolle Trennung bedeutet haben und geht nun als Element in die Dichtung ein. Der Graf Wernher von Honberg, ein berühmter Kriegsheld der Zeit machte in seiner Jugend einen Kreuzzug des Deutschordens nach Preußen zu den heidnischen Litauern mit. Seiner Frau dichtet er ein Abschiedsgedicht:

„und füer ich von den kristen zuo den heiden,
sô wil ich doch in dîener sîn,
diu mich dâ twinget her von kindes jugende.
ich wil der lieben vrouwen mîn
mit willen dienen dur* ir wiplich tugende."

Immer neue Vergleiche erfindet der Dichter, um seine unbedingte Ergebenheit auszudrücken. Er ist ihr Knecht, ihr Narr sogar und ihr Gefangener; er ist die Motte, die an dem Lichte sich die Flügelchen versengt. Die Frau kann ihre Gewalt über den Liebenden nur durch Gnade mildern, und zur Gnade ermahnt sie der Dichter. Der neuenburgische Graf von Fenis gibt es zu: ja ich bin in deiner Gewalt, aber: „ hî gwalte sol genâde sîn." Der Dichter steht schüchtern abseits, wenn er die Geliebte in einer Schar edler Frauen erblickt, und mit Stolz und Freude sieht er ihre Schönheit aus ihnen hervorstrahlen. Er weiß, daß er seinen Lohn nicht empfangen wird und die Geliebte nur wie ein fernes Wunder bestaunen darf. Aber die ungnädige Frau vermag durch den Nimbus ihres Wesens selbst dem entfernten Anbeter ein inneres Glück zu geben, so daß er beinahe zufrieden singt:

* Zucht
* wegen

mistischere Haltung des verehrten Herrn Vortragenden ganz teilen zu können. Red.) Die veralteten Einwände gegen die Gleichberechtigung der Frau, die überdies nie ganz verstummen werden, sind heute nicht mehr grundsätzlicher Art; sie sind auch durch die Tatsachen, die in der Mitarbeit und vernünftigen Grenzbesetzung dieser Arbeit durch die überwiegende Mehrzahl der Frauen selbst vorliegen, bereits widerlegt. So lange wir noch in unserem Lande eine wirkliche Kulturentwicklung pflegen dürfen, wird die Frau als Mensch ihre Gleichberechtigung zur Geltung bringen dürfen. Fügen wir es hier schon bei: Der Mann verliert dabei nichts; er kann nur gewinnen wie eine Freundschaft umso wertvoller wird, je mehr der eine Teil dem andern geistig-seelische Werte zu schenken vermag.

Die Stellung der Frau hat sich tatsächlich in den letzten hundert Jahren in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben wesentlich geändert. Davon zeugt mehrfach auch unser Z. G. B.... Auch das Recht der Frau auf freie Berufswahl und Berufsausübung ist verfassungsrechtlich geschützt und damit ist auch das Recht auf freie Berufsausbildung selbstverständlich geworden.

Wenn die berufstätigen Frauen auch viele Stellen besetzen, die von Männern belegt werden könnten, so ist doch anerkannt, daß die Frau als Mensch dasselbe Recht hat wie der Mann, sie kann im gesetzlichen Alter heiraten, wenn sie es will und kann es lassen, wenn sie das vorzieht, genau wie der Mann; sie hat das Recht, ihren Unterhalt selbst zu verdienen und muß nicht mehr warten, bis irgend einer kommt und sie begehrt; sie hat in manchen Fällen auch eine Unterhaltspflicht gegenüber Angehörigen zu erfüllen. Für gewisse Berufe ist die Frauenarbeit nicht nur anerkannt, sondern wird sogar erwartet und gefordert. Aber auch das ist ein Teil der schweizerischen Kulturentwicklung, daß die Frau selbst entscheiden darf, welchem Tätigkeitsgebiet sie sich zuwenden will.

Je nach der Veranlagung und Begabung soll sich die Frau ausbilden und betätigen dürfen. Das schließt die Erfüllung des schönsten Frauenberufes, den der Gattin und Mutter, nicht aus. Es gibt aber eine große Zahl von Betätigungen in der Gesellschaft und im Staat, die die höchsten Eigenwerte der Frau, die in der Mütterlichkeit liegen, geradezu erfordern. Diese Mütterlichkeit wirkt sich nicht nur in der Kinderstube aus. Von der Lehrerin, der Kindergärtnerin, der Krankenpflegerin und Fürsorgerin, der Aerztin und vielen anderen erwartet man die besondere Leistung gerade in der Auswirkung der Wesensart der Frau, der Mütterlichkeit.

Daß nun dem begabten Mädchen ebenso gut wie dem begabten Knaben Gelegenheit geboten werden müsse, durch den Besuch einer Mittelschule eine höhere Bildung zu erwerben, muß grundsätzlich gefordert werden. Das wird ihm ernstlich auch heute nicht bestritten werden können. Die geistige Begabung und deren Ausbildung bringt der fraulichen, mütterlichen Wesensart keine Einbuße....

... Es wäre ganz unrichtig, dem Verlangen nach einer höheren Mädchenbildung damit entgegentreten zu wollen, daß man darauf hinweist, daß doch die meisten dieser Mädchen später in die Ehe treten und ihre Berufe nicht ausüben. Dem ist entgegenzuhalten, daß geistige Güter, erworben mit Aufwendung von großer geistiger Disziplin, nie verloren gehen. Diese Werte kommen zur Geltung in der Familie, sie fließen über auf den Gatten und die Kinder. Es kann eine solche höhere Ausbildung ein Kapital sein, das Zins und Zinseszinsen trägt auf Generationen hinaus.

Daß es sich bei der Lösung der vorliegenden Frage nicht nur um eine Geld- und eventuell eine Steuerfrage handelt, sondern um eine ganz große Kulturfrage, das hat uns veranlaßt, damit vor das Volk zu treten. Wenn die Frauen auch kein Stimmrecht haben und sich deshalb nicht aktiv an der Bildung des Staatswillens beteiligen können, so wissen wir doch, daß es im Staate auf die Frau nicht minder ankommt als auf den Stimmrechtsbürger; denn sie sind in der Tat „die bessere Hälfte".

Wenn Männer dies nicht als hohles Kompliment, sondern aus Dankbarkeit ihren Müttern und Gattinnen gegenüber bezeugen, setzen sie sich deshalb nicht herab. Sie werden dadurch nur bestärkt in dem Willen, für die Ausbildung der Mädchen dieselbe Sorgfalt und die nämlichen Mittel aufzuwenden, wie für die Knaben. Beide zusammen bilden die nächste Generation. Das beste, was wir ihr hinterlassen können, sind die geistigen Güter, die in der Erziehung und Ausbildung liegen. Hier Opfer zu bringen hat Sinn."

Das Kind der Thronfolgerin

Ein Brief an die Redaktion.

Sehr geehrte Redaktion,

ich greife zur Feder, denn immer, wenn ich gerührt oder aufgeregt bin, tut es mir gut, zu schreiben. Und Sie haben mir ja geschrieben, daß mein letzter Brief wegen des teueren Rathauses von Zürich, von dem ich Ihnen eine Abschrift geschickt habe, Ihnen gar nicht so dumm vorgekommen sei.

Aber jetzt? Ich habe andere Sorgen. Juliana hat ein Kind. Endlich ist es gekommen. Und ich freue mich, daß sich alle in Holland so mit der kleinen Prinzessin freuen und Lichter anzünden und Fahnen heraushängen. Denn es ist schön, wenn ein Volk und die, die es regieren, so Freude an einander haben. Und ich habe mich auch innerlich alsobald fragen müssen, ob wir im Schweizerland nicht auch gar gut daran täten, unsere gemeinsamen Freuden herauszufinden, unsere Regierung und wir.

Natürlich, eines schickt sich nicht für alle. Wir könnten ja zum Beispiel ein Volksfest arrangieren, wenn der hohe Herr Bundesrat und wir Frauen einig wären wegen dem Frauenstimmrecht; oder warum sollen wir nicht Böllerschüsse abfeuern, wenn dann unsere Männer bei der Volksabstimmung einstimmig und bei 100 Prozent Stimmbeteiligung das Eidgenössische Strafgesetz angenommen haben werden? Ist denn das so alltäglich?

Aber ich schweife wirklich ab — wohl weil ich so aufgeregt bin. Es hat mich eben zuerst die Freude aufgeregt, denn die Kronprinzessin Juliana ist mir wirklich sympathisch und ich war doch, wie die vielen Zeitungsreporter, schon etwas nervös geworden vom langen Warten. Es ist aber etwas ganz anderes, was mir sozusagen die Feder in die Hand drückt: zwei Steine des Anstoßes. Ueber den einen stolperte ich schon vor Tagen, als es hieß: für einen Knaben wird es 101 Böllerschüsse geben, für ein Mädchen nur 51. Ach, ich kann mir vorstellen, wie gerne die Kanoniere noch weitere 50 mal geböllert hätten! Muß denn das die vortreffliche Königin Wilhelmine nicht kränken? Schon ihre Mutter, die Königin Emma, hat doch nicht schlecht regiert. Und mit ihr selbst ist ja das ganze Volk so sehr zufrieden. Und wenn einmal die ebenfalls so geliebte Kronprinzessin Juliana Königin wird, kann man da nicht wieder einen großen Jubel erwarten? Und niemand wird sagen „nur ein Mädchen".

Besonders jetzt nicht, da sie nun ihre berühmte Abstammung schon weiter vererbt hat auf ihr liebes kleines Kind! Alles freut sich. Aber ich habe noch meinen anderen Aerger. Ueber diesen zweiten Stein des Anstoßes bin ich fast umgeflogen und ich habe zuerst ganz ernsthaft gedacht, ich wolle meinen Aerger nicht Ihnen, geehrte Redaktion, sondern an die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung" schreiben. Ich schreibe nun doch an Sie, weil eine Frau sich doch leichter zu ihresgleichen ausspricht. — Was haben die getan? Lese ich da soeben die Nachricht von dem freudigen Ereignis in der „Neuen Zürcher Zeitung". Aber da muß man mir meine Freude verbittern mit dem Satz:

„Der Weiterbestand des Hauses Oranien scheint nun gewährleistet, wenn auch für die Sicherung der Thronfolge und der verfassungsmäßigen Kontinuität des Königtums in Holland die Geburt eines männlichen Erben vorzuziehen gewesen wäre." Und erst noch fügen sie bei, als sähen sie ganz Holland ins Herz hinein „Wenn, wie wohl jeder Holländer innig hofft, der Ehe der Thronfolgerin mit dem Prinzen Bernhard der Niederlande, später noch ein Sohn entsprießt, so wird dieser ohne weiteres Anwärter auf den Thron."

Geehrte Redaktion, ich hoffe nur eines: daß die Königin Wilhelmine und auch die Kronprinzessin Juliane dieses Zeitungsblatt nicht in die Hand bekommen! Ich müßte mich ja genieren als Frau und als Schweizerin! Dreimal, und nun ein viertes mal ist „die Thronfolge und verfassungsmäßige Kontinuität des Königtums" nun durch Regentinnen gesichert geworden, gerade weil Holland weise genug gewesen ist, das Mutterrecht gelten zu lassen, im Falle kein Kronprinz zur Thronbesteigung kommt. Und unter den langen Regierungszeiten dieser Königinnen ist es ja Holland weiß Gott nicht schlecht gegangen, so wenig, wie dem englischen Weltreich damals mit der Königin Viktoria. Und warum soll die „Kontinuität des Königtums" durch die Mutter nicht weiterhin gesichert sein? Der König, wenn einer da wäre, müßte ja auch aus einem andern Stamme eine Frau heiraten, damit ein Kronprinz geboren werde. Und so ist es ja doch immer nur eines der Eltern, daß diesen berühmten Stamm Oranien-Nassau weiterpflanzt.

Aber eben — das haben halt unsere Herren in Zürich noch nie erlebt, daß ein Mädchen auch ein „Stammhalter" sein könnte.

Und nun habe ich meinem Herzen Luft gemacht. Es ist schon besser gewesen, daß ich mir den Aerger heruntergeschrieben habe. Hoffentlich, geehrte Redaktion, muß ich nicht so bald wieder wegen Aergernissen an Sie schreiben.

Womit ich Sie hochachtungsvoll grüße

Amanda Bölsterli.

Die Töchterbildung im Kt. Zürich

Die Töchterschule von Zürich, diese große, vielgestaltige und segensreiche Institution, die seit Jahrzehnten den begabten Mädchen von Stadt und Land die Ausbildung zur Lehrerin, zur Maturandin und zur weiblichen Geschäftsangestellten in ihren drei Abteilungen Seminar, Gymnasialabteilung und Handelsschule vermittelt, die zudem in der Frauenbildungsschule eine Abteilung für sehr weitgehende Allgemeinbildung als Grundlage zu späterem Berufswirken in Hauswirtschaft, Krankenpflege und Fürsorge bietet, hat ihre großen Sorgen. Die Schule ist teuer, wie heutzutage alles, was im modernen Schulbetrieb geboten wird. Wurde sie während der Jahre wirtschaftlichen Aufstieges von den Zürcher Behörden großzügig ausgebaut und weitgehend finanziell getragen, so ist heute die Lage verändert: Die Stadtgemeinde erwartet noch weitgehendere Subvention von seiten des Kantons, als wie diese ohnehin schon gegeben wird, betont dabei, daß gut 30 Prozent aller Schülerinnen von den Landgemeinden in die Stadt zur Schule kommen.

Es sollte die Schule auf ihrem jetzigen Niveau und in ihrer jetzigen Ausdehnung unbedingt weiterbestehen können. Stimmen in der kantonalen Behörde aber wurden laut, welche einschneidende Einschränkungen an der Töchterschule fordern. Wir werden darauf im speziellen noch zurückkommen. Heute sei auf eine

Versammlung

hingewiesen, die, einberufen von der Freisinnigen Partei, mehr als 300 Männer und Frauen vereinigte, die nach Anhörung von Referaten der Parteipräsidenten von Stadt und Kanton Zürich, sowie der Herren Rektoren beider Abteilungen und mehrerer Voten von Männern und Frauen, die folgende Resolution einstimmig guthießen:

„1. Der Anspruch, daß im Kanton Zürich den begabten Mädchen in entsprechender Weise, wie den begabten Knaben, Gelegenheit geboten werden soll, sich durch den Besuch einer Mittelschule eine höhere Bildung anzueignen, wird grundsätzlich anerkannt.

2. Die Töchterschule der Stadt Zürich entspricht im gegenwärtigen Ausbau der verschiedenen Abteilungen den Bedürfnissen der höhern Mädchenbildung nach allen Richtungen.

3. Der Kanton Zürich hat an der Töchterschule Zürich ein ebenso wohlbegründetes Interesse wie an den Kantonsschulen von Zürich und Winterthur und am Seminar in Küsnacht, dies ganz besonders auch deshalb, weil 30 Prozent der Schülerinnen aus über 60 Gemeinden der Landschaft stammen.

4. Da die Töchterschule Zürich bereits ein gerecht abgestuftes, angemessenes Schulgeld bezieht und die Erhebung von entsprechenden Gemeindebeiträgen der Landgemeinden zur finanziellen Entlastung der Stadtgemeinde Zürich keine befriedigende Lösung bietet, so besteht für den Kanton Zürich die Pflicht, diese Schule angemessen zu subventionieren, wenn er die höhere Mädchenbildung nicht schlecht organisieren will.

5. Dem Kanton soll die Möglichkeit gegeben werden, durch eine entsprechende Vertretung seinen Einfluß in der Aufsichtsbehörde der Töchterschule Zürich zu verstärken."

Interessiert Sie das?

Im Jahr

1936 starben in der Schweiz 4054 **Personen an Tuberkulose,**
wovon 3121 an Lungentuberkulose.

1895 starben 8563
(wovon 6289 Lungentuberkulose).

Die **Sterblichkeit,** berechnet auf 10,000 Einwohner betrug: 1936 9,7
1895 28,2

Der große Rückgang der Sterblichkeit

ist wohl in erster Linie den besseren **wissenschaftlichen** Heilmethoden, der **hygienischeren** Lebensweise und den **vorbeugenden** und **heilenden** Maßnahmen der Fürsorgestellen zur Bekämpfung der Tuberkulose zuzuschreiben.

Brief aus Brasilien

I.

Liebe Julie!

Nachdem endlich eines der heftigen Tropengewitter den Druck und die Schwüle ein wenig gemildert hat, die seit Tagen über uns allen lasteten, kann ich beginnen, Dir den längst versprochenen ausführlichen Brief zu schreiben. Eigentlich bin ich froh, daß ich bisher nie dazu kam, denn so ziemlich alles, was ich Dir als meine „ersten Eindrücke" hätte berichten können, müßte ich heute widerrufen. Ich ließ mich in der ersten Zeit meines Hierseins zu sehr von den physischen Beschwerden beeinflussen, denen der zum ersten Male hierherkommende Europäer ausgesetzt ist und machte zudem den Fehler, das Neue und Fremde mit europäischen Maßstäben zu messen. Das ist eine grundverkehrte Einstellung, und ich wundere mich nun, nachdem ich dies eingesehen habe, auch nicht mehr darüber, daß mir die Brasilianer zuerst eher fremdenfeindlich als freundlich erschienen sind. Jahrhundertelang haben sich die brasilianischen „Gäste" immer allzubald als eine nicht mehr loszuwerdende Plage, als Zerstörer und Bedrücker erwiesen, und auch heute noch kommen die meisten Europäer nach Brasilien, mit mehr oder minder deutlich zur Schau getragener Ueberheblichkeit, sozusagen mit aufgekrempelten Hemdsärmeln und der (oft auch geäußerten) Absicht: „Denen wollen wir jetzt einmal zeigen, was Kultur und Zivilisation sind, diesen Urwaldmenschen!"

Kein Wunder, wenn dann dieses durchaus nicht unzivilisierte und unkultivierte Volk dem Fremden zunächst einmal seine Sympathie verweigert und abwartet, in welchem Ton sein Ruf in den Wald erschallen werde, um dann sein Echo darnach zu richten. Ich bitte Dich deshalb, alles, was Dir in meinem Bericht vielleicht absonderlich erscheinen mag, nicht als eine Kritik oder Minderbewertung anzusehen, sondern zu berücksichtigen, daß viele der herrumderlichen Sitten und Gebräuche einen sehr natürlichen Ursprung haben und unter den hiesigen Verhältnissen auch durchaus berechtigt sind. Und noch eines bedenke bitte: Ich erhebe keinen Anspruch darauf, daß meine Meinung und meine Eindrücke einen allgemeingültigen Wert haben sollten. Brasilien ist so unendlich groß — fast so groß wie ganz Europa! — und vereinigt in sich so vielerlei klimatische und menschlich-psychologische Verschiedenheiten, daß man es einfach nicht verantworten kann, irgend etwas generell von Brasilien oder „den Brasilianern" zu behaupten. Alles Beobachtete gilt immer nur gerade für den Ort des Erlebens und den Kreis, in dem man sich bewegt. Vielleicht ist das auch der Grund dafür, warum man auf die gleiche Frage so durchaus verschiedene und widersprechende Antworten erhält. Bei meinem Interesse für die

Stellung der Frau in Brasilien

war ich deshalb vorerst ganz auf meine eigenen Beobachtungen angewiesen und stellte zunächst einmal fest, daß man hier die Frau im Straßenbild nur selten erblickt — wie übrigens in allen lateinischen Ländern — daß man sie auch nur selten allein sieht, sondern meistens chaperonniert von einem etwas älteren weiblichen Wesen und daß die verhältnismäßig wenig Frauen, denen man auf der Straße begegnet, für unseren Geschmack ebenso outriert modern

---

„swie frömede* min lîp der minneclichen süezen sî,
mîn herze ist ir doch staete bî." **

Oder in seinen Worten klingt ein Rest des asketischen mittelalterlichen Menschheitsideals durch; wenn die Minne innerlich anäht, so erhebt sich die Seele:

„lîbe ich nôt an minem lîbe
mit gedulde, daz*** mir an der sêle guot."

schreibt Heinrich von Frouwenberc. Diese ethische Seite wird immer stark betont, und die Frau verkörpert das Sittliche. Sie erhört nur den Würdigen, der ihre Liebe durch Tugenden verdient hat. In einem Gedicht des thurgauischen Ritters Ulrich von Singenberg tritt ein junger Bote auf, den die Frauen zu den Rittern senden. Sie fordern von dem Liebenden, daß er Spott und Lüge meide. Wer das ohne Falsch tut, den gönnen die Edlen die Erfüllung aller Herzenswünsche.

Nun können wir uns allerdings nicht verhehlen daß gelegentlich dieses aufs Höchste gesteigerte Frauenideal etwas blaß anmutet, besonders bei Dichtern, die keine großen Künstler sind und sich an das Kopieren großer Vorbilder halten. Am auffälligsten ist diese Einförmigkeit bei der Schilderung der Frauenschönheit. Aber der Dichter wollte eben nichts Individuelles und nichts allzu „Menschliches", die Farbe und »tracht, die Farbe der Augen, der Schnitt des Gewandes beachtet wissen. Er spricht von dem roten Mund, der zarten Haut und weißen Kehle, der wohlgewachsenen Gestalt der Geliebten, und oft sagt er einfach nur, ihre Schönheit sei ohne Maß.

Völlig lassen sich aber Natur und Wirklichkeit nicht unterdrücken. Die Seligkeit erfüllter Liebe durfte auch im Minnesang seinen Ausdruck finden, allerdings nur in einer ganz bestimmten Form, unter dem Schutze eines bestimmten Liedtypus, des Tageliedes. Die deutschen und schweizerischen Minnedichter konnten mit gutem Gewissen solche Lieder dichten; denn sie fanden sie bei französischen Vorbildern. Fest steht die Situation: ein Ritter und seine Geliebte haben die Wächter überlisten und sich ein Zusammensein erstehlen können. Draußen wartet ein Vertrauter des Paares, der im Morgengrauen ins Horn stößt und zum Möichted mahnt. Bedeutungsvoll ist das Verhalten der Frau. Hier offenbart sich auch in dieser wirklichkeitsfernen Dichtung ein Stück ihrer wahren Natur: sie ist die Leidende, den sie tränenden Auges ziehen läßt. Oft bittet sie den Wächter, doch noch ein wenig zu warten. Sie möchte den Schein des Morgensterns nicht sehen, die Lerchenstimme lieber nicht hören. Aber der Wächter ist unerbittlich und klagend muß die Frau den Ritter wecken:

„ach lieber herre,
der wahter kündet uns den tac:
des* bin ich armez wîp unsrô,
ich wolte und waere er verre**,
der uns zwei gescheiden mag."

Allerdings wahrt auch im Tagelied der Dichter die Distanz; denn nie ist er der Glückliche, der die Liebe der Frau besitzt. Sein Gedicht spricht nicht von ihm, sondern ganz unpersönlich von einem Ritter.

Aber eine solche Dichtung, die das persönliche Gefühl stets in den Hintergrund schob, die die Herrin und nicht die Geliebte besingen durfte, konnte sich nicht immer rein erhalten. Ein leidenschaftliches Erleben drängte oft nach unmittelbarerem Ausdruck, ein Ueberdruß an den Minnegedichten begann. Der Dichter hatte es satt, eine immerspröde Dame zu besingen, wenn ein Mädchen niedern Standes ihn glücklich machte. Das bäuerliche Leben trat in den Gesichtskreis des Dichters, nicht zuerst in der Schweiz, aber hier sehr eindrücklich. Dürfen wir annehmen, daß dem Schweizer Dichter bäurisches Wesen, auch wenn er es vorerst verzeichnete und ironisch verkleinerte, besser lag, als die hohen Sphären der Minne? Neben der adligen Dame blickt uns nun ein frisches Bauernbirnchen aus den Zeilen entgegen: derber, fröhlicher und handfester ist es als sie, und um seinen Besitz zanken erbittert die Bauern- die „hörner", wie sie der ritterstolze Dichter nannte. Das Mädchen tritt selber in Handlung und Rede hervor. Nichts mehr von hoher, damenhafter Passivität ist zu spüren. Es begrüßt bei dem Basler Dichter Goeli freundvoll den Sommer, die Zeit der übermütigen Tänze unter der Dorflinde Die Mädchen drehen sich mit wehenden Bändern zu Geigen und Pauke:

ûf dem anger hebent sich die tenze,
lûte rüeret ez der sumbslegge*."

* Pauckenschläger.

(Schluß folgt.)

* Wie entfernt auch.
** Ist doch treu bei ihr.
*** Das ist.

* darüber
** ferne

Der Morgenspaziergang

Von Ida Frohnmeyer.

(Schluß.)

Mit flinken Füßen und immer wieder Deckung suchend eilte sie dem kleinern und schmächtigern Gefährten voran. Peter hatte mit beklemmenden Angstgefühlen zu kämpfen, indes Jochebed das angenehm-gruselige Gefühl, das ihr die Flucht verursachte, aufs innigste genoß. Immerhin tat auch sie einen erleichterten Atemzug, als das letzte Haus hinter ihnen lag und sie aufrechten Ganges den im Morgentau funkelnden Wiesen und Feldern entgegenschreiten konnten.

Nach wenigen Augenblicken schon verließen sie die Landstraße und folgten einem Wegleit, das zwischen Acker- und Wiesland dahinlief, und nicht nur die versäumten Peter-Augen wurden bei diesem Wandern durchs Blühende und Reifende immer feuchtender und gesättigter, auch in Jochebeds Augen kam ein versonnener Schimmer, der das ganze gescheite Gesichtlein weich überkränzte.

Mit einem Male blieben beide wie angewurzelt stehen. Dicht in ihrer Nähe hatte sich ein Vogel in die Luft gehoben — höher — immer höher — und während sie ihm mit zurückgeworfenen Köpfen nachstarrten, fiel sein Lied zu ihnen herunter und war so voll Jubel und Seligkeit, war wie eine greifbar aufleuchtende Kette schimmernder Töne, daß Peter mit einem Seufzer der Seligkeit die Hände hob.

Jochebed jedoch riß ihn aus seiner Verzauberung durch einen schrillen Ausschrei ihrer Trompetenstimme, dem die jubelnden Worte folgten: „Eine Lerche! Vater sagte, sie sängen nicht mehr, und nun haben wir doch eine erwischt! Hörst du, Peter, was sie singt? Ziriliritt — schön ist's in der Früh!' Vater hat recht, man hört es deutlich! Ziriliritt — —"

Die Lerche stieg so hoch, daß selbst Jochebeds Augen sie nicht mehr erblicken konnten. Aber noch immer rieselte das silberne Band des süßen Vogelsie es nieder zu den lauschenden Kindern, und Peters kleine Träumerseele kletterte daran hinauf in irgendeine unbekannte Seligkeit . . .

Bis ihn Jochebed entschlossen wieder auf die Erde zurückholte. „So, jetzt gehen wir zu den Feuerblumen; die sind auch schön, du wirst schon sehen",

gekleidet wie übertrieben geschminkt sind. Natürlich sagte ich mir selbst, daß es außer diesen wohl auch noch eine recht große Anzahl anderer Frauen geben müsse, die ein zurückgezogenes Leben in ihrem Heim führen. Wie sie aber leben, ist für den Fremden schwer zu erfahren. Einen brasilianischen Mann nach seiner Frau zu fragen, ist äußerst unschicklich und wird, wenn der Fragende ein „Er" ist, meistens so ziemlich als Beleidigung aufgefaßt. Und von den Europäern hörte ich nur immer wieder: die Brasilianerin sei ein Modepüppchen, das sich nur für Kleider, Tratsch, Erotik und ihre Kinder interessiere. Das ist übertrieben, und klingt zudem ziemlich gehässig, stimmt aber im großen und ganzen doch für einen recht großen Prozentsatz brasilianischer Frauen. Freilich, verwunderlich ist es nicht. Hier wird so früh geheiratet, daß 16- bis 17-jährige Mütter durchaus eine Alltagserscheinung sind. Die „Jagd auf den Mann" beginnt also normalerweise in einem Alter, in dem man bei uns die jungen Mädchen noch Kinder nennt, in dem sie bei uns noch zur Schule gehen und etwas lernen. Da in Brasilien der heiratende Mann zugleich mit der Eheschließung die selbstverständliche moralische Pflicht übernimmt, sämtliche unversorgten Verwandten seiner Frau zu erhalten, inklusive unverheirateter Tanten usw., müssen die äußeren Reize der jungen Braut schon recht hervorstechend sein, um den Bräutigam zur Uebernahme dieser Verantwortung bereit zu machen, wobei ich noch einflechten möchte, daß die Forderung nach unverletzter Jungfräulichkeit viel strenger und selbstverständlicher ist als heute vielerorts in Europa. Hat ein junges Mädchen ältere Brüder, so bemühen sich natürlich auch diese darum, sie recht bald unter die Haube zu bringen, da sie ihrerseits in vielen Fällen erst ans Heiraten denken können, wenn sie ihre eigenen Verwandten durch den zukünftigen Schwager versorgt ist. Dieses selbstverständliche Einstehen eines jeden Verwandten für den anderen offenbart einen sehr hoch entwickelten Familiensinn und gibt dem brasilianischen Alltagsleben sehr weitgehend sein Gepräge, und ich möchte Dir davon gerne noch ein anderes Mal recht viele hübsche und sympathische Einzelheiten erzählen. Andererseits hat er aber zur Folge, daß die ganze Umgebung des heranwachsenden weiblichen Kindes immer auf dieses einwirkt, die äußere Erscheinung so sehr als möglich zu pflegen und alle seine Interessen immer wieder auf Mode usw. hinzulenken. Für eine auf das Geistige gerichtete Erziehung bleibt da natürlich wenig Zeit und Gelegenheit, und die junge Mutter wird ihre hauptsächliche pädagogische Aufgabe eben dann auch ihrerseits wieder in den äußeren Dingen erblicken. Sie unterzieht sich dieser Tätigkeit mit großer Liebe und Geduld, und nirgendwo werden Kinder so wenig von Vorschriften und Verboten eingeengt wie gerade in Brasilien. Für europäische Ohren ist die Selbstverständlichkeit, mit der brasilianische Kinder ihre sämtlichen Lebensäußerungen von sich geben, oft schwer erträglich, für europäische Augen ist es aber ein ungewohnter und reizvoller Anblick, die von Kopf zu Fuß sorgfältig gepflegten und kokett gekleideten Kleinen zu sehen, die — wie ihre Mütter — meist sehr zierlich sind und sich mit großer Grazie zu bewegen wissen.

So, wie es in Brasilien als unverständlich gilt, daß eine Ehe etwa kinderlos bleiben sollte, ebenso selbstverständlich ist es, daß eine brasilianische Frau den größten Teil ihrer Zeit immer und nur ihren Kindern widmet und die Anhänglichkeit erwachsener Söhne an ihre Mutter ist oft rührend. Wenn es sich nicht gerade um eine gesellschaftlich stark in Anspruch genommene Dame geistig oder wirtschaftlich führender Kreise handelt, bleibt der brasilianischen Frau bürgerlicher Lebensweise aber auch wenig Möglichkeit, sich zu unterhalten oder Anregung zu erfahren. Alle offiziellen Anlässe werden vom Mann allein besucht, und auch die Abende in den vielerlei Klubs sind ihm allein vorbehalten. Eine kleine Autospazierfahrt am Sonntag, ein Nachmittagstee im Kreise von Freundinnen, ein gelegentlicher Kinobesuch in Begleitung des Mannes sind wohl die einzigen größeren Unterhaltungen, und Radio und Grammophon sind hier für die Frau von viel größerer Bedeutung als vielleicht in Europa.

Auch an juristischen Rechten ist sie nicht reich. Soviel ich weiß, kann hier eine Frau irgend eine Unterschrift nur in Gegenwart ihres Mannes abgeben, selbst keinen Paß für sich beantragen usw. Sie findet aber einen Ausgleich für diese Mängel in natürlichen Vorrechten, von denen ich später sprechen werde.

Zuerst will ich diesem vielleicht etwas grau wirkenden Bild seine in Wirklichkeit vorhandenen Lichter wiedergeben. Ich sagte Dir vorhin, daß ein sehr hoher Prozentsatz brasilianischer Frauen so lebe. Ich muß Dir aber jetzt sagen, daß es auch in Brasilien eine täglich zunehmende Zahl von Frauen gibt, die über dieses vegetabilisch-belanglose Dasein hinausstreben, obwohl man in den Zeitungen nur sehr wenig von ihnen hört. Sie leisten aber sehr viel und wenn man Augen und Ohren gut auftut, begegnet man ihrem Wirken sehr häufig.

In meinem nächsten Brief will ich Dir davon und auch von dem, was ich soeben die natürlichen Vorrechte nannte, noch einiges erzählen. Heute sei der ohnehin schon recht lange Brief mit herzlichem Gruß geschlossen.

Deine Hedwig.

Aus einem Radiovortrag*

„Im soeben abgelaufenen Jahre sind zahlreiche Frauen in die Bureaux der Ministerien in Paris berufen worden, selten noch hat man so viele dort an wichtigen Vertrauensposten gesehen. Und ferner, und dies glauben wir als neue Tatsache ganz besonders hervorheben zu dürfen, waren und sind auch heute mehrere

Frauen von Ministern

die wertvollen und hingebenden Mitarbeiterinnen ihrer Gatten. Schon seit vielen Jahren arbeiteten Ehegatten zusammen sowohl in Handel und Industrie wie in der Rechtspflege und den Wissenschaften etc. Dies neue Beispiel zeigt, daß sich eine Neuerung in der Art der Gestaltung des Familienlebens vollzieht. Wenn früher der Mann allein das Haupt der Familie war, allein verantwortlich für deren Unterhalt, so gibt ihm das heutige Leben in seiner Lebensgefährtin eine Mitarbeiterin, welche ihm die täglichen Lasten und die Fürsorge für spätere Tage tragen hilft und damit leichter macht.

Früher verließen die Frauen kaum ihr Heim; die Kompliziertheit der Haushaltführung erlaubte ihnen nicht, sich außerhäuslichen Dingen zuzuwenden; heute sind die Verhältnisse anders. Der Bäcker bringt fertig das Brot ins Haus, das unsere Großmütter noch selbst backen mußten; die Frauen weben nicht mehr die Stoffe, noch nähen sie selbst die Kleider, da die Industrie unter günstigeren Verhältnissen dies alles schaffen kann. Die härtesten früheren Haushaltarbeiten sind ihnen abgenommen durch Apparate aller Art; Elektrizität, Gas, Wasserleitung ersparen der modernen Hausfrau viel Schwerarbeit. Und so kommt es, daß sie, ohne das häusliche Wohl zu schädigen, ihre familiäre Aufgabe noch voller ausüben kann: Ihr Geist öffnet sich allem, was in der Welt vorgeht und sie kann, über die Mauern ihres Hauses hinaussehend, ihre neuen Aufgaben verstehen, die sie auch außerhalb des Hauses hat; sie erkennt ihre soziale Mission, die verschieden von der des Mannes und gerade deshalb als Ergänzung unentbehrlich ist im Interesse der Volksgemeinschaft.

Soll man, um der Kinder willen, diese Ausweitung der Aufgaben und der Rolle der Frauen bedauern? Wir glauben nicht. Wir haben sogar die Ueberzeugung, daß es den Kindern zugute kommen wird, wenn der geistige und soziale Horizont der Mutter sich erweitert und die Kinder werden an der Seite einer verantwortungsbewußten Mutter auch lernen, in ihr die geistige Gefährtin des Vaters zu sehen, die mit ihm Verantwortung, Freude und Leid teilt. Es hat so die alte Tradition vom „pater familias" den Raum frei gegeben für das „Paar", das geeint und stark das Heim schützt."

* Aus einem Pariser Radiovortrag von Mme. C. Brunschvicg, Präsidentin des Bundes Französischer Frauenvereine, früherer Unterstaatssekretärin. Entnommen aus „La Française".

Für den Hausdienst

Zur Frage der Hausangestellten.

In allen Tönen und in allen Lagern, besonders dann, wenn es gilt, die Frau aus der Erwerbsarbeit in gehobenen Berufen zu verdrängen, wird geklagt über den Mangel an einheimischen Hausangestellten. Geklagt von den Männern, die dann damit begründen wollen, daß es nicht nötig sei, teure Bildungsstätten für Mädchen zu subventionieren, nicht nötig sei, Doppelverdienergesetze, welche die Frau ausschalten, zu verhindern, usw. Mutet man aber einem dieser Herren zu, seiner eigenen Tochter keine Berufsausbildung oder doch jedenfalls keine andere als die der Hausangestellten zukommen zu lassen, dann wird man groß angesehen, und es geht dann doch dem Vater einer Tochter das Verständnis für eine Lage auf, welche der politisierende oder auch nur diskutierende Mann ohne Tochter viel seltener aufbringt.

Um dem Mangel an einheimischen Arbeitskräften in der Hauswirtschaft zu steuern, müssen positivere Wege gesucht und gegangen werden. Schimpfen ist noch nie ein positiver Weg gewesen. Die Frauen haben, unterstützt vom Verständnis des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit, in der

Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst

einen Boden geschaffen, von dem aus sie selbst arbeiten und andere zur Arbeit ermuntern. Dieser Arbeitsgemeinschaft gehören 16 große schweizerische Verbände an: Frauenverbände, Berufsverbände, und solche mit gemeinnütziger Zielsetzung. Auch die Frauenzentralen aus 13 Kantonen sind in ihr vertreten.

Das Sekretariat dieser Arbeitsgemeinschaft — es ist dies eine ständige Institution mit zwei Sekretärinnen — meldet im Jahresbericht manches Interessante:

Zur Förderung und zum Ausbau der Haushaltlehre

sind vorwiegend aufklärende und propagandistische Arbeiten unternommen worden. In Vorträgen und Artikeln wies man darauf hin, daß eine tüchtige, systematisch aufgebaute Lehrzeit, in der eine tüchtige „Meisterin" die gütige und mütterliche Führerin des Mädchens auf praktischem Gebiete zu sein hat, in der aber auch theoretischer Unterricht durch gewerbliche Schulen geboten wird, die beste Grundlage für spätere Können gibt. „Für die Idee der Haushaltlehre", so schreibt die Sekretärin, „werden wir uns auch in den kommenden Jahren noch einzusetzen haben. Denn wir erfahren immer wieder, wie notwendig es ist, sie neuen Kreisen nahezubringen". Dieser Frage ist ein ganzes Heft der Zeitschrift für Gemeinnützigkeit* gewidmet. 3000 Nummern dieses Heftes stehen dem Sekretariat zur Verteilung zur Verfügung, und eine weitere, anschaulich geschriebene Broschüre „Die Haushalt-Lehrmeisterin", mit Lehrvertrag und Wegleitung im Anhang wurde so stark verbreitet, daß sie in 3. Auflage benötigt wurde.

Von Schwierigkeiten wird wohl auf dem Gebiete der Haushaltlehre immer ebenso sehr gesprochen werden müssen, wie bei jedem andern Lehrverhältnis. Ein besonderes Moment, das die Anforderungen an Lehrmeisterin und Lehrtochter noch erhöht, liegt darin, daß im Zusammenwohnen mehr Anlaß zur Reibung geboten ist. Die enge persönliche Beziehung zwischen beiden kann allerdings ebenso sehr Quelle frohen Erlebens als auch Anlaß zum Aerger sein. Berufsberaterinnen, die zumeist die Vermittlung von Lehrstellen besorgen, wissen darüber zu erzählen, wie oft z. B. das Versagen vieler Eltern der Lehrtöchter in der Erziehung, die gewandelte moderne Auffassung von Einordnung und Unterordnung, auch die Spannung zwischen der Jugend und der ältern Generation, die Aufgabe erschweren. Die Lehrangabe wird aber erleichert überall da, wo Hausfrauen und Berufsberatung offen und geleitet vom gemeinsamen Ziel, der Hauswirtschaft genügend Nachwuchs zu verschaffen, zusammen arbeiten.

In Zürich z. B. hat sich eine

Haushalt-Lehrkommission

für den Bezirk Zürich gebildet. Sie wird die Durchführung von Zusammenkünften der Hausfrauen, die sich als Lehrmeisterinnen für das Wohl ihrer jungen Helferinnen verantwortlich fühlen, einrichten. Auch soll sie zur Gewinnung von Lehrstellen, zur Betreuung von Lehrtöchtern u. a. mehr zugezogen werden.

Für die

Haushalt-Lehrprüfung

also die Abschlußprüfung nach der Lehrzeit, sucht man noch nach neuen und einheitlicheren Wegen. Sind z. B. in Zürich die Frauen schon vor vielen Jahren durch Einführung einer freiwilligen hauswirtschaftlichen Prüfung vorangegangen, um den jungen Mädchen jeglichen Standes die Gelegenheit zu Prüfung und Ausweis zu verschaffen, so hat im Kanton Bern die Methode einer Haushalt-Lehrprüfung in geschlossenen Kreise, d. d. ausschließlich für die Abjolventinnen einer Lehrzeit, schon seit langem Eingang gefunden. Eine Vereinheitlichung solcher Bestrebungen geht Hand in Hand mit der weiteren Verbreitung des

Haushaltlehr-Vertrages.

Bestimmungen über Arbeitszeit, Ferien, Entschädigung, Versicherung, Art der Unterkunft etc. sind ähnlich gefaßt wie in den gewerblichen Lehrverträgen. Doch wird natürlich den besondern hauswirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung getragen.

* Organ der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft.

Ich und der Alltag

I.

Es gilt ja allgemein nicht als korrekt und zeugt nicht von einwandfreiem savoir vivre, wenn man mit „Ich" anfängt, sei es bei einem Schulaufsatz, bei einem Brief oder sonst einem schriftlichen Opus. Aber hier geht es doch wohl nicht anders. Das „Ich", das ist das Bewegliche, das Veränderliche, das sich Anpassende oder auch Nichtsich-Anpassende. Und der Alltag, der diesem Ich gegenübersteht, ach, der ist leider fast immer das Gegebene, das Unbeweibliche, das Feststehende, das eben, womit das Ich fertig werden muß: Der Beruf, die Familie, die Ehe, der Chef, die Kollegen, die Dienstboten, die Kinder, die Hausierer, die ganze Lebensarbeit, aber auch die ganze Lebensfreude. Es ist nicht aufzuzählen, mit was allem so ein einzelnes kleines Ich fertig werden muß.

Und dabei darf das Ich nicht einmal nur für sich selber fertig werden mit all dem komplizierten Alltag, sondern darüber hinaus sollte das arme kleine Ich noch so viel Kräfte haben, daß es über den Alltag zu stehen kommt und Ruhe, Freude, Ermutigung und Hilfe an andere kleine Ichs abgeben kann, die sich ratlos mit dem Ungeheuer von Alltag herumschlagen und darin zu ertrinken drohen.

Das tägliche Leben so zu leben, daß jeder einzelne Tag uns neben aller Mühsal und allen unbermeidlichen Langweiligkeiten auch noch ein wenig Freude und Sonnenschein bringt, das ist Lebenskunst. Diese Lebenskunst ist nicht das angeborene Privileg einiger Auserwählten, wenn es auch bestimmt Menschen gibt, die von Natur aus sonniger, fröhlicher veranlagt sind als andere. Diese Lebenskunst ist eine Kunst, die alle erlernen könnten, wenn sie sich einmal die Mühe nehmen wollten, das Verhältnis ihres Ichs zu ihrem Alltag ganz genau zu prüfen, und wo es not tut, einer ganz ehrlichen und schonungslosen Revision zu unterziehen.

Es ist ganz sicher, und das ist ein großer Trost für alle, daß die meisten Spannungen und Reibereien des Alltags nicht aus schlechtem Willen und böser Absicht entstehen, sondern einfach daher, daß wir unser Ich immer und überall in den Mittelpunkt stellen, daß wir uns zu wichtig und die andern zu unwichtig nehmen, und daß so viele Ichs, die vom Leben in irgend einer Art enttäuscht worden sind, einen Ausgleich darin suchen, daß sie einen wahren Kult mit ihrem Ich und seiner Selbstbehauptung treiben im naiven Glauben, vor sich und andern ihre Niederlage, ihr Versagen auf anderem Gebiet damit wett zu machen.

Menschen, die ihren Alltag derart mißbrauchen wollen, werden niemals mit ihm fertig werden, geschweige denn ein beglückendes Verhältnis zu ihm finden können. Das, was wir Glück nennen, dieses innerste, tiefste, sich und andere beglückende „Glücklich-Sein" wird uns nicht einfach geschenkt. Es muß erkämpft sein. Zum „Glücklichsein" gehört vor allem der feste Glücks-Wille. Und der Alltag ist die Arena, auf welcher dieser Glückswille seine Siege erkämpft, seine Eroberungen macht. Je mehr Menschen, vor allem, je mehr Frauen an ihrem Alltag Schiffbruch leiden, desto kälter, rücksichtsloser, liebloser wird die Welt werden, denn kleine Ursachen haben noch immer große Folgen gezeitigt. Darum wollen wir miteinander versuchen, den Alltag uns zum Freunde zu machen.

J. Ch.

---

erklärte sie, nach Peters Hand fassend. Der Bub ließ sich willenlos mitziehen, und nach einigem Hin und Her gelangten sie an ein Kornfeld, dessen nahezureife Aehren die beiden Menschlein hoch überragten. Am Rand des Feldes standen eine Menge Kornblumen, die ihre feingezackten blauen Krönlein im Winde wiegten, und neben ihnen haben Stiefmütterchen ihre treuherzigen Kindergesichter.

Aber Jochebeds Blicke suchten anderes. Da — mit einemmal leuchteten sie auf. „Die Feuerblumen, Peter! Siehst du — dort drinnen! Ich glaube, es ich nicht dasselbe Feld, das ich mit Vater gesehen, aber das ist einerlei. Komm, halt dich genau hinter mir! Dann schadet es dem Korn beinahe gar nicht!"

Peter, der sonst so folgsame Trabant, zögerte. „Man darf nicht ins Korn gehen, Jocheli. Weil es das Brot ist, das der liebe Gott wachsen läßt," sagte er leise und geheimnisvoll.

„Ja und die Feuerblumen — läßt er die nicht auch wachsen!?"

„Ja schon, aber — —"

„Nun abere nur nicht mehr, sonst vergeht der ganze Morgen und wir haben keinen Spaziergang gemacht!"

„Aber das ist doch kein Spaziergang, wenn wir ins Korn laufen!"

Oh wie Jocheli lachen mußte über den armen, dummen, aber doch sehr lieben Peter, der nicht wußte, daß es überhaupt keinen schönern Spazierweg geben konnte als eben durch ein Kornfeld! Und Jochebeds Augen glühten bei ihren Worten immer tiefer und verführerischer, so daß dem armen, dummen, aber doch sehr lieben Peter gar nichts anderes übrig blieb, als hinter der Gefährtin dreinzugehen. Und wirklich, es war über alle Maßen schön, durch den keinen Kornwald zu schreiten und seinen Duft zu atmen; man war wie ganz alleine auf der Welt, und wenn man die Augen hob, war da nur der Himmel, in dessen Bläue immer noch irgendwo die Lerche hing.

Und dann kamen sie zu den Feuerblumen, und eine Weile schwieg sogar Jochebeb, weil die Blumen, die hier im guten Erdreich wurzelten, so unerhört groß und prächtig waren, wie sie sie alle beide noch nie gesehen hatten. Und wie hoch sie gewachsen waren! Ihrer einzelne ragten über Jochebeds Kopf, ja sogar über die Aehren hinaus.

Und gerade diese Hohen waren es, die Jochebeds Besitzerlust erregten und dadurch das Unheil herbeiführten.

Denn, nicht wahr, es muß doch einer Frau, die wachsamen Auges ihr Kornfeld überblickt, auffallen, wenn die großen leuchtenden Blumen, die sie bewundern muß, trotzdem ihr Anblick nicht erfreulich ist — es muß ihr doch auffallen, wenn diese Blumen plötzlich verstinken, eine um die andere? Und wenn es eine Frau ist, die erst vor kurzen Wochen in den Besitz des Gutes, zu dem das Kornfeld gehört, gekommen ist, wird sie sich sofort entschließen, dem Verschwinden der leuchtenden Blüten nachzuforschen. Ja, und dann entdeckt sie einen schmalen Pfad, der ins Kornfeld hineinführt, einen wirklich sehr schmalen Pfad, der erst durch ihr eigenes Eindringen eine beträchtliche Breite gewinnt. Aber das kommt ihr vor lauter Entrüstung über den Einbruch in ihr Kornfeld gar nicht zum Bewußtsein. Sie geht raschen Schrittes, so daß das Korn rauschend hinter ihr zusammenschlägt, und dann steht ihr Gesicht plötzlich über den Kindern, ernst und drohend, und der leuchtende blaue Himmel wird dadurch nahezu ausgelöscht.

Peter stößt einen kleinen Schrei aus. Aber Jochebeb legt schützend den einen Arm um seinen Nacken und reckt den andern gebieterisch gegen das zürnende Gesicht, das ihr völlig fremd ist. „Du darfst uns nicht so anschauen", sagt sie unerschrocken, „wir haben nichts Böses getan. Wir machen nur einen Morgenspaziergang."

„Und dazu habt ihr euch just mein Feld ausgesucht?"

„Oh, es ist dein Feld?" In Jochebeds Stimme klingt Interesse, und sie betrachtet das fremde Gesicht eindringlich und läßt danach ihre Blicke auch über die ganze stattliche Gestalt gehen. Und plötzlich sagt sie vorwurfsvoll und zieht dabei die Brauen über den schwarz-blauen Augen zusammen: „Wie kannst du nur dein Feld so zertreten!? Solch ein großer, dicker Mensch wie du sollte nicht in ein Kornfeld gehen!"

Ein Zucken lief über das Gesicht, das fremd und drohend fast den ganzen blauen Himmel verdeckte. Und mit einemmal war das Gesicht verschwunden und auch der dazugehörige große Körper, und Jochebeb löste den Arm von Peters Nacken und sagte: „Wir wollen gehen, Peter. Die schönsten Blumen habe ich ja schon, und am Ende kommt sie noch einmal."

Oh wie froh war Peter! Diesmal ging er voran, und er tat es so eilig, daß er alle Augenblicke über eine Erdscholle stolperte. Aber nie kam es zu einem Fall, denn jedesmal wurde er von Jochebeds zugreifender brauner Hand gehalten, und ihre Trompetenstimme schmetterte dazu ein lustiges „Hoppla!" Oh, Jochebeb war eine unvergleichliche Freundin — und nie verlor sie den Mut und nie die Sprache — Peters Herz schmerzte geradezu vor dankbarer Bewunderung.

Und nun standen sie auf dem Ackerweg, und in einiger Entfernung stand die Frau, der das Feld gehörte, der große, dicke Mensch, wie Jochebeb sie genannt hatte.

Das Gesicht war jetzt von einem Hut beschattet, man konnte seinen Ausdruck nicht erkennen. Aber die ganze Erscheinung war doch drohend, denn die Frau stützte sich mit beiden Händen auf einen Stock.

Peters Herzschlag setzte aus — oh, sie hatte ihnen hier aufgelauert, um sie durchzuprügeln! Und niemand weit und breit, der helfen konnte!

Er richtete den angsterfüllten Blick auf die Freundin, die ihrerseits die Fremde unbeweglich betrachtete. Und plötzlich ging in Jochebeds Augen der frohe Glanz auf, den Peter kannte und liebte, denn immer war er das Zeichen, daß in Jocheli's Innerm ein herrlicher Gedanke aufgesprungen. Peters Angst ward von der Erwartung aufgesogen wie der Schnee von der Sonne.

Und mit einemmal faßte Jochebeb Peters Hand und schüttelte sie heftig. „Wir lassen jetzt den Morgenspaziergang und machen ihn ein andermal fertig — hörst du, Peter? Aber weißt du, was wir jetzt spielen wollen? — Adam und Eva, wie sie aus dem Paradies hinausmüssen. Das Kornfeld, weißt du, das war das Paradies, und das Gesicht vorhin über uns das war wie „Adam, wo bist du?" Ja und jetzt, siehst du jetzt ist die Frau dort drüben der Engel mit dem Schwert, der uns nicht mehr hineinläßt. Komm, wir müssen heulen, Adam, ganz schrecklich heulen!"

Und Eva-Jochebeb schlug ihr Schürzlein vors Gesicht und stieß entsetzliche Jammertöne aus, indes Adam-Peter leise wimmerte und danach flüsternd fragte: „Wie geht's weiter? Können wir nicht weg?"

„Doch. Wir müssen sogar weg. Wir müssen jetzt schrecklich schaffen und schwitzen. Und wart einmal, wir müssen auch Brot essen ... Du, Adam!"

„Ja, Eva?"

„Ich habe auf einmal ganz schrecklich Hunger. Wir haben doch gar kein Morgenessen gehabt. Ich glaube —"

„— wir gehen heim — ja?"

Und Jochebeb nickte Gewähr.

Einladung
zur
Oeffentlichen Tagung
der
Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie"
auf
Sonntag, den 6. Februar 1938, um 10.30 Uhr im „Bielerhof-Terminus", Bahnhofstraße in **Biel**

Programm:

10.30 Uhr **„Die Schweiz und die politischen Strömungen Europas"** Vortrag von Dr. Hermann Weilenmann
Sekretär der Volkshochschule Zürich.

14.00 Uhr **„Staat und Jugend"**
Gruppendiskussionen unter kompetenter Leitung an Hand von vorbereiteten Thesen.

16.00 Uhr Zusammenfassung der Ergebnisse und Schlußwort
von Frl. Dr. Boßhart.

Man hofft auf rege Beteiligung aus allen Landesgegenden.

(Detailliertes Programm siehe letzte Nummer.)

Eine große und auf lange Sicht hin weiter in Aussicht genommene Aufgabe sieht die Arbeitsgemeinschaft darin, die Bessergestaltung der Arbeitsverhältnisse im Hausdienst immer weiter anzustreben. Seit manchem Jahre, z. B. für die Städte Zürich und Winterthur schon seit 1924 (rev. 1934), besteht ein

Normal-Arbeitsvertrag,

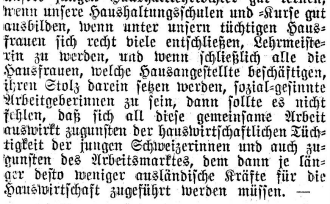
der die gesetzlichen Bestimmungen für das Hausdienstverhältnis regelt. In einem spätern Artikel werden wir auf Einzelheiten aus diesem Vertrag, der auch heute noch vielen Hausfrauen gar nicht bekannt ist, obwohl sie ohne weiteres seine Bestimmungen zum großen Teil erfüllen, zurückkommen.

Der Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst ist zugute gekommen, daß vor mehr als Jahresfrist das Ergebnis der Bundesfeier-Sammlung weitgehend für Ziele bestimmt war, die ihre eigenen sind. In allen Kantonen wurden — dies z. T. als Auswirkung der Bundesfeiersammlung — kantonale Arbeitsgemeinschaften gebildet, denen nun weiterhin übertragen bleibt, allen diesen Fragen mit wachem Interesse nachzugehen. Von Kanton zu Kanton arbeitet man außerordentlich verschieden. Die

hauswirtschaftliche Ausbildung,

sei sie durch Schulen, Kurse, Haushaltlehre u. a. gewährleistet, wird überall gefördert und man stellt fest, daß durch das Zusammenwirken aller interessierten Kreise mit verhältnismäßig geringen Mitteln sehr viel erreicht wird. —

Wir alle haben ein großes Interesse darnn, daß die hier nur angedeuteten Arbeiten weiter ihren guten Fortgang nehmen können. Sie dienen in vielerlei Beziehungen dem Ganzen: Wenn unsere jungen Haushaltlehrtöchter gut lernen, wenn unsere Haushaltungsschulen und -Kurse gut ausbilden, wenn unter unsern tüchtigen Hausfrauen sich recht viele entschließen, Lehrmeisterin zu werden, und wenn schließlich alle die Hausfrauen, welche Hausangestellte beschäftigen, ihren Stolz darein setzen werden, sozial-gesinnte Arbeitgeberinnen zu sein, dann sollte es nicht fehlen, daß sich all diese gemeinsame Arbeit auswirkt zugunsten der hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit der jungen Schweizerinnen und auch zugunsten des Arbeitsmarktes, dem dann je länger desto weniger ausländische Kräfte für die Hauswirtschaft zugeführt werden müssen. —



Zum Aufsatz
„Erziehung im Lichte der Anthroposophie"
schreibt man uns:

Daß die Persönlichkeit des Lehrers ausschlaggebend für die Güte seines Unterrichtes ist, ist wohl eine Binsenwahrheit, aber, daß der Unterricht auf dieser seiner persönlichen Entwicklung aufgebaut sein soll, finde ich direkt gefährlich. Denn wo gibt es ein Kriterium für die persönliche Entwicklung? Das Ideal der nur von hochstehenden Menschen geleiteten Schule wird immer eine Utopie bleiben. Deshalb braucht man den festen Stoff, das Pensum, als Halt für den Schüler und den Lehrer. Daraus wird der gute Pädagoge, der Mensch mit höherem Streben, mehr machen als der mittelmäßige, aber die Kinder, die dem letzteren anvertraut sind, brauchen nicht leer auszugehen.

Gerade bei den Anthroposophen mangelt es oft — nicht in der Theorie, aber in der Praxis — sehr an Selbstkritik, sie glauben vielmals an eine Selbstwandlung, ohne diese erreicht zu haben, denn sie werden von großen Worten ihrer Lehrer nur zu leicht berauscht. Von diesem „Rausch" ist auch schon etwas in der Lehrmethode vorhanden. Ich möchte es bezweifeln, daß das Kind durch solche Anschauung, z. B. der Pflanze, zur lebendigen Erkenntnis im Goetheschen Sinne geführt wird, sondern glaube vielmehr, daß es zu einer gewissen Schwelgerei und einem Wortgeklingel gelangen kann, wie ich es an einer Schülerin der Waldorf-Schule beobachten konnte. Etwas mehr Nüchternheit schadet dem Kinde nicht, die Ehrfurcht wird nur abgegriffen, wenn man zu viel von ihr redet, genau so wie in der zu frommen Erziehung der „liebe Gott".

W. M. Bührig.



Streifzug ins Ausland

Deutsche Frauen im Beruf

Interessante Feststellungen über das Ausmaß der Erwerbsarbeit und über Bestimmungen in zwei Frauenberufen, wie sie in „Die Frau" mitgeteilt sind, geben uns Aufschluß über einige Neuerungen.

Frauenarbeit nimmt zu.

Entgegen der landläufig gewordenen Meinung, als sei in Deutschland die Frau je länger desto weniger im Erwerbsleben zu finden, belehren uns die folgenden Zahlen eines anderen: Am 31. 10. 1937 standen insgesamt 19,891,623 Personen in Arbeit. Von ihnen waren 5,910,917 Frauen.

Es hat sich die Zahl der Frauen vom 1. Januar 1937, also in 10 Monaten, um fast 700,000 erhöht. (Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir vermuten, daß die Zunahme zu einem großen Teil der Tatsache zuzuschreiben ist, daß in der Rüstungsindustrie und den mit ihr verbundenen Industrien, wie auch im Bau (Straßen und öffentlichen Bauten) und im Wehrdienste alle verfügbaren Kräfte angespannt sind und Frauenkraft nun systematisch eingesetzt wird, wo im weiteren Arbeitskräfte fehlen.

Wir werden leider den Zuwachs weiblicher Arbeit nicht etwa einem verstärkten Wiedereintritt weiblicher Kräfte in den gehobenen und führenden Stellungen zuschreiben dürfen, ist doch z. B. den Frauen der Zugang zum höhern Justizdienst und zur Rechtsanwaltschaft verboten worden, wie auch im Schuldienst alle leitenden Posten (Schuldirektion u. a.) an Männer abgegeben werden mußten. Red.)

Der Schwesterenberuf.

In Deutschland bestimmt eine Neuordnung über die Ausbildung der Schwestern, daß von jetzt an das Mindestalter zum Beginn der Berufsbildung von 19 auf 18 Jahre herabgesetzt wird. Zudem wird die Ausbildungszeit auf 1½ Jahre vermindert. Versorgung und Altersversicherung sollen die wirtschaftliche Lage sichern. Eine weitere Vereinheitlichung des Schwesternwesens wird nicht gewünscht. Der Leiter der Berufsgenossenschaft der Krankenschwestern Hilgenfeldt (warum keine Leiterin? Red.) führte aus, es könne nicht nur N. S.-Schwestern geben; denn diese würden immer Spezialschwestern mit politischen Aufgaben sein. Ein Anzeigen der N. S.-Schwesternschaft über den notwendigen Bedarf hinaus wird von der Partei nicht gewünscht."

Worin die politischen Aufgaben dieser „braunen Schwestern" bestehen, wird nicht weiter gesagt. —

Neuordnung der weiblichen Kriminalpolizei.

Ein Erlaß des Reichsführers SS. und Chefs der Deutschen Polizei im Reichsinnenministerium, der die Neuordnung der

weiblichen Kriminalpolizei

verfügt, legt insbesondere auch die Aufgaben dieses Polizeizweiges fest. Danach ist die weibliche Kriminalpolizei das Bindeglied zwischen der Polizei und den Einrichtungen der Fürsorge, leistet aber keine Fürsorgearbeit. Der weiblichen Kriminalpolizei obliegt:

die Mitwirkung bei der Aufklärung strafbarer Handlungen; die Erfassung kriminell und sexuell gefährdeter Kinder und weiblicher Minderjähriger im Rahmen der allgemeinen vorbeugenden Tätigkeit der Kriminalpolizei; die Einleitung der erzieherischen oder fürsorgerischen Betreuung hilfsbedürftiger Personen, die innerhalb des Arbeitsbereichs der Kriminalpolizei bekannt werden. Sie ist insbesondere zuständig für: die Bearbeitung von Anzeigen gegen strafunmündige Kinder und weibliche Jugendliche, soweit nicht im begründeten Einzelfall etwas anderes erforderlich erscheint, ferner für die Bearbeitung von Anzeigen gegen weibliche Minderjährige und weibliche Volljährige in Ausnahmefällen, z. B. nach Eigenart der Persönlichkeit (Verzweiflungszustand, Krankheit usw.), sowie für die Mitwirkung bei allen Strafsachen durch Vernehmung von Kindern, weiblichen Jugendlichen und Minderjährigen, in Ausnahmefällen auch von weiblichen Volljährigen als Verletzte oder Zeugen. Schließlich ist die weibliche Kriminalpolizei insbesondere zuständig für den Streifendienst und die Ermittlungen zur Erfassung von sexuell und kriminell gefährdeten Kindern, weiblichen Jugendlichen und weiblichen Minderjährigen sowie für die Mitwirkung bei der vorbeugenden Tätigkeit der Kriminalpolizei gegen weibliche Personen. Die Umschreibung der Befugnisse entspricht etwa den Wünschen, die seit Jahrzehnten von Frauenseite — unter Ablehnung anderartiger Verwendung der weiblichen Polizei — vertreten worden sind.

Von Büchern

In einer kürzlich erschienenen Schrift:

„Le droit au travail de la femme mariée",

hat es Lydia Morel unternommen, das Problem des Rechtes der verheirateten Frau auf Arbeit einer grundsätzlichen Erörterung zu unterziehen.

Den Kampf gegen die Berufsarbeit der verheirateten Frau auf seine tatsächlichen, psychologischen Hintergründe zurückführend, unterzieht die Verfasserin die Argumente sozialer, ethischer, rechtlicher und ökonomischer Natur, die gegen die Berufsarbeit der verheirateten Frau ins Feld geführt werden, einer kritischen Betrachtung. Sachlich und überzeugend gelingt es ihr, die Unlogik und Unhaltbarkeit dieser, zum Dogma gewordenen Einwände zu beweisen. Die Verfasserin schließt ihre Ausführungen mit dem Wunsch, daß anstelle des Kampfes der Geschlechter, wie er sich hier manifestiert, die Zusammenarbeit im Kampf um eine höhere Kultur treten möchte.

Die Schrift, die auf knappem Raum (37 Seiten), klar und grundsätzlich das Problem behandelt, bereichert die Diskussion um das Doppelverdienertum in sehr wertvoller Weise und kann zur Anschaffung sehr empfohlen werden.

Sie ist zu beziehen beim Verlag: Editron Labor, Genf. Bestellungen vermittelt auch die Schweizer. Zentralstelle für Frauenberufe, Schanzengraben 29, Zürich. Preis 75 Rp. plus Porto. H. B.

Zur Bekämpfung des Rheumatismus.

Diese Krankheit hat ein solches Ausmaß angenommen, daß die Schweizer. Gemeinnützige Gesellschaft sich veranlaßt gesehen hat, ein kleines Flugblatt im Dienste der Rheumabekämpfung herauszugeben. Verfaßt von Prof. Dr. K. v. Neergaard, Oberarzt an der Universitätspoliklinik für physikalische Therapie, Zürich, gibt es Erklärungen über die Krankheit, sowie Anleitung zur Vorbeugung und Behandlung. Das Flugblatt verdient weite Verbreitung. — (Für Vereine zur Verteilung sehr billig erhältlich beim Sekretariat der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft, Gotthardstraße 21, Zürich.)

Berichtigung

Zum Artikel „Die Lebensmittelpreise" (vergl. Nr. 4) bittet uns die Verfasserin, die nachstehende Berichtigung noch hinzuzufügen, welche den letzten Absatz des Artikels etwas anders gestaltet und ergänzt:

„Im übrigen ist noch zu sagen, daß jede neue Belastung oder auch nur Verhinderung einer Erleichterung für die Konsumenten fortgesetzt ist, solange nicht andere Kreise zugunsten der Milchwirtschaft die ihnen möglichen Opfer bringen." —

Sodann: „Im Anschluß an die Bemerkung betreffend den Reingewinn der Käseunion ist zu sagen, daß der Milchproduzentenverband seinen Anteil vertragsgemäß dem Garantiefonds überwies. Die andern Teilnehmer der Käseunion waren laut Vertrag dazu nicht verpflichtet, weil der Gewinn 1 Fr. per 100 Kg. Käse nicht überstieg. Doch hätten sie sich aus den schon genannten Gründen moralisch verpflichtet fühlen sollen, auf ihren Anteil zu verzichten."

M. Sch.-R.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Oeffentl. Vortrag von Dr. E. Spühler, Sekretär der Schweiz. Völkerbundsvereinigung, über: **Kontrolle der Rüstungsindustrie.** (Zur Eidg. Abstimmung vom 20. Februar.) Mittw., 9. Febr., 20.15 Uhr, im Zunfthaus z. Saffran. Veranstalter: Frauenstimmrechtsverein Zürich; Verb. d. Akademikerinnen, Sekt. Zürich; Zürcher Frauenzentrale; Bezirksverein Zch. f. d. Völkerbund.

Bern: Schweiz. Damen-Automobilklub, 11. Februar: Klubabend.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Geschäftliches

(Eingef.) Am 29. Januar 1938 rundeten sich die Geschäftsjahre der Basler Firma Henkel & Cie. A.-G. zur silbernen Zahl 25. Das Unternehmen, dessen Fabrik in Pratteln (Baselland) steht, ist bekannt durch seine Qualitätsprodukte, Persil an der Spitze. Wo gewaschen oder geputzt wird, ist wenigstens eines der Henkel-Erzeugnisse, im Hause. Die Firma beschäftigt eine große Zahl von Angestellten und Arbeitern. Aber auch als Auftraggeber spielt das Unternehmen eine beachtenswerte Rolle. Solche Betriebe gehören zu den Aktiv-Posten der Volkswirtschaft und sind heute doppelt wichtig.

Frauenbildungsschule

Neumünsterallee 1 **Zürich 8**

die, in Verbindung mit dem Orthopädischen Institut von Dr. E. Hallauer und der **Wilhelm-Schultheß-Stiftung**

jungen Mädchen Gelegenheit bietet, sich theoretisch und praktisch auszubilden in Haushalt und Pflege, Erziehung, Fürsorge und Anstaltsarbeit, ermöglicht in zwei Jahren eine Berufsausbildung mit guten Aussichten für Anstellungen in Familie und Anstalt. Sie ist zugleich eine Grundlage für eine weitere Ausbildung in Krankenpflege und sozialer Fürsorge und auf dem Spezialgebiet der orthopädischen Anstalt. – Stipendienmöglichkeiten. – Eigene Stellenvermittlung.

Kursbeginn: Mai.
Kursdauer: 2 Jahre: Haushalt 1 Jahr, Pflege 1 Jahr.
Schlußprüfungen, Diplom.

Mündliche Auskunft über Berufsfragen und -Aussichten erteilt ein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft oder die Schulleiterin: **Claire Hallauer-Schultheß.**

OF 20283 Z

Ev. Töchter-Institut
Horgen (am Zürichsee)
Kochen, Haushaltung, Sprachen
Kursbeginn: 1. Mai und 1. November
Verlangen Sie Prospekte P 5192 Z

Ausbildung zur Erzieherin
für Kinder von 3–10 Jahren in Jahreskurs.
Theoretische und praktische Fächer
Kürzere Frist für Hospitantinnen.
2. Mai Wiederbeginn.
Die Leiterin: MARIE von GREYERZ
P 1012 Y **Sonneck Münsingen**

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau:
Rohrerstraße 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel:
Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern:
Bahnhofplatz 7, Tel. 33.135
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen
Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich:
Asylstraße 90, Tel. 24.080

P 2088 G

Im alkoholfr. Gemeindehaus „Kreuz"
Herzogenbuchsee
zu vermieten: 2 große, sonnige Zimmer, geeignet als Heim für Dame oder Ehepaar. Gelegenheit zu sozialer Betätigung und Erteilung von Sprachstunden. 1410

MANZ
Konfitüren
sehr fein
Die seit 50 Jahren anerkannte Qualität unseres Hauses. Sorgfältigste Zubereitung unter Verwendung nur erstklass. Früchte.

Im Offenverkauf:

	per ½ kg
Vierfrucht	—.45
Zwetschgen	—.50
Reineclauden	—.50
Johannisbeeren	—.65
Brombeeren	—.70
Heidelbeeren	—.70
Kirschen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.75
Himbeeren	—.75
Orangen	—.75
Weichselkirschen	—.80
Preißelbeeren	—.80
Hagenbutten	—.90
Apfelgelee	—.50
Frühstücksgelee	—.60
Brombeergelee	—.75
Johannisbeergelee	—.75
Holdergelee	—.75
Himbeergelee	—.85
Melasse	—.45
Kunsthonig	—.70
Wachholderlatwerge	—.95
Schweiz. Bienenhonig	2.50

8% **Rückvergütung**
Lieferung frko. ins Haus. Prompter Versand nach auswärts. 505
Manz & Co.
Zürich, Zähringerstr. 24
Telephon 21.758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.

Berücksichtigen Sie die Inserenten dieses Blattes

Rüff
Die Marke für hochfeine
Frankfurterli
Qualitäts-Vergleiche überzeugen!
RUFF
Wurstfabrik Zürich
522-1



P 1021 Z